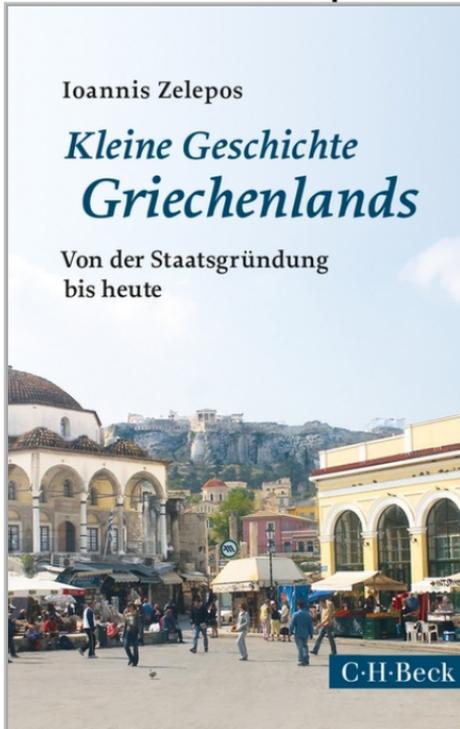


Unverkäufliche Leseprobe



Ioannis Zelepos

Kleine Geschichte
Griechenlands

Von der Staatsgründung
bis heute

Ioannis Zelepos
Kleine Geschichte Griechenlands
Von der Staatsgründung bis heute

2014. 240 S.: mit 15 Abbildungen und 6 Karten. Broschiert
ISBN 978-3-406-65343-8

Weitere Informationen finden Sie hier:
<http://www.chbeck.de/21312556>

C·H·Beck

PAPERBACK

Wer versuchen möchte, das moderne Griechenland in all seinen Widersprüchen und Konflikten zu verstehen, sollte sich die Zeit nehmen, seine Geschichte kennenzulernen. Dieses Buch lädt dazu ein.

Es bietet einen kompakten und fundierten Überblick über die bewegte Entwicklung des Landes von der osmanischen Zeit bis in die Gegenwart. Mit den großen historischen Einschnitten des 19. und 20. Jahrhunderts – dem Unabhängigkeitskrieg von 1821 und der Staatsgründung, der Kleinasiatischen Katastrophe von 1922, Besatzung und Bürgerkrieg 1941–1949 sowie dem EG-Beitritt 1981 wird die politische Geschichte in die wirtschaftlichen, gesellschaftlichen und kulturellen Entwicklungen des Landes eingebettet. Auf dieser Grundlage entsteht ein ausgewogenes Gesamtbild, das zum Verständnis der griechischen Gesellschaft an einem neuen Wendepunkt ihrer Geschichte beiträgt.

Ioannis Zelepos lehrt als Professor für Neogräzistik an der Ludwig-Maximilians-Universität München. Er ist durch zahlreiche Veröffentlichungen als Kenner neugriechischer Geschichte und Kultur ausgewiesen.

Ioannis Zelepos

Kleine Geschichte
Griechenlands

*Von der Staatsgründung
bis heute*

Verlag C.H.Beck

Mit 15 Abbildungen und 6 Karten

Originalausgabe

© Verlag C.H.Beck oHG, München 2014

Gesetzt aus der Adobe Garamond Pro

Druck und Bindung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen

Umschlaggestaltung: Geviert, Grafik & Typografie,

Benjamin Zirnbauer

Umschlagabbildung: Athen. Photo: Ioannis Zelepos

Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier

(hergestellt aus chlorfrei gebleichtem Zellstoff)

Printed in Germany

ISBN 978 3 406 65343 8

www.beck.de

Für Despina

Inhalt

Vorbemerkung	II
Anmerkung zur Transliteration und Aussprache	12
1. Historischer Rahmen: Die osmanische Zeit	13
Herrschaft, Siedlungsstruktur und Identität	13
Die Rolle der Orthodoxen Kirche	17
Von Händlern zu Statthaltern: Die Fanarioten	20
Die griechische Sprache	23
Das Osmanische Reich in der Krise	24
Auf europäischen Pfaden: Aufklärung und Revolution	29
Die Geheimgesellschaft der «Filiki Etaireia»	32
2. Der Unabhängigkeitskrieg (1821–1832)	37
Auftakt in Rumänien	37
Der Aufstand in Griechenland	38
Die Akteure	40
Etappensiege und Bürgerkriege	43
Rückschläge und Internationalisierung	46
Kapodistrias	50
Anarchie	52
3. Staatsgründung und «Bayernherrschaft» (1832–1862)	54
Imperialismus und Philhellenismus	54
Wirtschaft, Gesellschaft und Politik bis zur Verfassungs- revolte von 1843	56
Die «Große Idee» («Megali Idea»)	61

4. Modernisierung im Schatten der Nationalen Frage (1862–1912)	66
Anfänge des Wandels	66
Der «König der Hellenen»	68
Irredentismus: Vom Kretischen Aufstand 1866 zum Berliner Kongreß 1878	71
Die Krise der Nationalideologie	74
Die Durchsetzung des Parlamentarismus	76
Die wirtschaftliche und gesellschaftliche Entwicklung unter Charilaos Trikoupis	79
Der «Friedenskrieg» von 1885	82
Staatsbankrott und griechisch-osmanischer Krieg von 1897	84
Kulturkritik und Identitätssuche: Der Sprachstreit	87
Der Makedonienkonflikt 1903–1908	89
Die Militärrevolte von Goudi 1909	93
Venizelos	95
5. Das Kriegsjahrzehnt 1912–1922	99
Die Balkankriege 1912/13	99
Der Konflikt zwischen König und Ministerpräsident	102
Die Nationale Spaltung («Ethnikos Dichasmos»)	105
Kriegseintritt und Kleinasienfeldzug 1917–1922	111
Die humanitäre Bilanz des Kriegsjahrzehnts	116
Bevölkerungsaustausch und Lausanner Friedensvertrag von 1923 ..	118
Die Kleinasiatische Katastrophe als griechisches Trauma	121
6. Die Zeit zwischen den Weltkriegen (1923–1940)	124
Die Republik	125
Wirtschaftliche Probleme, Eingliederung der Flüchtlinge und sozialer Wandel	129

Der Umgang mit den Minderheiten	134
Zwischen Tradition und Moderne: Griechische Kultur in der Zwischenkriegszeit	138
Die Rückkehr von Venizelos 1928–1932: «Goldene Jahre» und Weltwirtschaftskrise	141
Krise und Zusammenbruch der Republik 1932–1935	144
Die Metaxas-Diktatur 1936–1940	148
7. Der Zweite Weltkrieg und seine Folgen (1940–1949) ...	153
Das Besatzungsregime	156
Widerstand und Besatzungsterror	159
Zersplitterung der Widerstandsbewegung und Kollaboration	161
Polarisierung am Vorabend der Befreiung: Die Libanon-Konferenz 1944	164
Die «Dezemberereignisse» 1944	167
Das Abkommen von Varkiza und die Verschärfung des Konflikts	170
Der Bürgerkrieg 1946–1949	173
Die Bilanz von Besatzungszeit und Bürgerkrieg	178
8. Vom Bürgerkrieg zur Diktatur (1950–1974)	181
Liberales Intermezzo 1950–1952	181
Antikommunismus und Wiederaufbau: Von Papagos zu Karamanlis	185
Der Zypernkonflikt	189
Politische Gegensätze und Systemkrise 1963–1965	198
Die Militärdiktatur 1967–1974	204

9. Die Zeit des Systemwechsels (1974–1989)	211
Rückkehr zur Demokratie und europäische Integration 1974–1980	211
Die Regierungsära Papandreou 1981–1989	215
10. Nach der Osteuropäischen Wende	221
Der makedonische Namensstreit	221
Einwanderung als neue Erfahrung	225
Ankunft im 21. Jahrhundert	227
Anhang	233
Weiterführende Literatur	233
Bild- und Kartennachweis	237
Personenregister	238

Vorbemerkung

Als historische Einführung richtet sich dieses Buch in gleicher Weise an allgemein interessierte Leser wie an das Fachpublikum. Der Text ist um sprachliche Anschaulichkeit und hohe Informationsdichte auf wenig Raum bemüht. Die Darstellung unterscheidet sich von älteren Arbeiten dieser Art darin, daß sie auf kulturologische Projektionen von «historischen Erblasten», «orientalisch-okzidentalene Identitätskonflikten» sowie vermeintlich unveränderlichen «Mentalitäten» verzichtet und statt dessen konkrete kulturgeschichtliche Zusammenhänge beleuchtet. Dementsprechend werden eurozentrische Perspektiven verlassen und statt dessen europäische Verflechtungen in den Vordergrund gerückt, die einen Schlüssel zum Verständnis neugriechischer Geschichte liefern. Ferner bricht die vorliegende Darstellung mit überkommenen Geschichtsdeutungen der Nationalhistoriographie zugunsten einer kritischen Betrachtung der Nationalideologie und ihrer politischen wie gesellschaftlichen Wirkungen im historischen Wandel. Auf diese Weise soll ein differenziertes und thematisch ausgewogenes Gesamtbild erstellt werden, das zentrale Aspekte der politischen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Entwicklung des Landes berücksichtigt.

Diese Arbeit stützt sich auf einschlägige Forschungen griechischer wie internationaler Fachwissenschaftler, die in den letzten beiden Jahrzehnten stetig vorangeschritten sind und viele neue Erkenntnisse gebracht haben. Ein kleiner Teil dieser Studien ist am Ende dieses Buches im Hinweis auf weiterführende Literatur vermerkt, der als bibliographische Handreichung zugleich dem Zweck dient, wissenschaftliche Rechenschaft abzulegen, obwohl Auslassungen aufgrund des eng begrenzten Raums dabei unvermeidlich sind. Viele Forscher, denen Anerkennung gebührt, müssen ungenannt bleiben. Besonderer Dank gilt indes Oliver Jens Schmitt für eine wertvolle Anregung.

Anmerkung zur Transliteration und Aussprache

Die Wiedergabe griechischer Eigennamen erfolgt nach der internationalen Transliterationstabelle ISO 843: 1997 (E), die von der Republik Griechenland offiziell verwendet wird. Sie stellt einen pragmatischen Kompromiß zwischen Rechtschreibung und Aussprache dar. So werden etwa die Doppelvokale «οι» und «ει» zu «oi» und «ei», während die gleichlautend gesprochenen Vokale «η», «ι» und «υ» einheitlich mit «i» wiedergegeben werden. Das «ου» wird zu «ou» (nicht zu «u», aber so gesprochen, wie in fast allen Sprachen, die das lateinische Alphabet verwenden). Das «φ» wird zu «f» (nicht zu «ph»). Das «δ» wird zu «d» (als weiches «th» gesprochen), das «θ» dagegen zu (hartem) «th». Ebenso wird das «γ» zu «g» (nicht zu «y», «gh» o.ä.), jedoch die Doppelkonsonanten «γγ» und «γγγ» einheitlich zu «ng». Das «χ» wird zu «ch» (nicht zu «h», «kh» o.ä.). Das «σ» bzw. «ς» wird zu «s» (immer scharf gesprochen), das «ζ» wird zu «z» (immer als weiches «s» gesprochen, wie in fast allen Sprachen, die das lateinische Alphabet verwenden). Eventuell gewöhnungsbedürftig ist die Wiedergabe des «β» mit «v», die ein klares Zugeständnis an die Aussprache darstellt.

I. Historischer Rahmen: Die osmanische Zeit

Eine Darstellung der Geschichte des modernen Griechenland muß mit einem Blick auf die historischen Rahmenbedingungen beginnen, unter denen sich die Staats- und Nationsbildung vollzog. Das betrifft politische, soziale und kulturelle Aspekte, deren Fernwirkungen teilweise bis in die Gegenwart reichen, sowie die spezifischen Gründe, die zur Unabhängigkeit im 19. Jahrhundert führten.

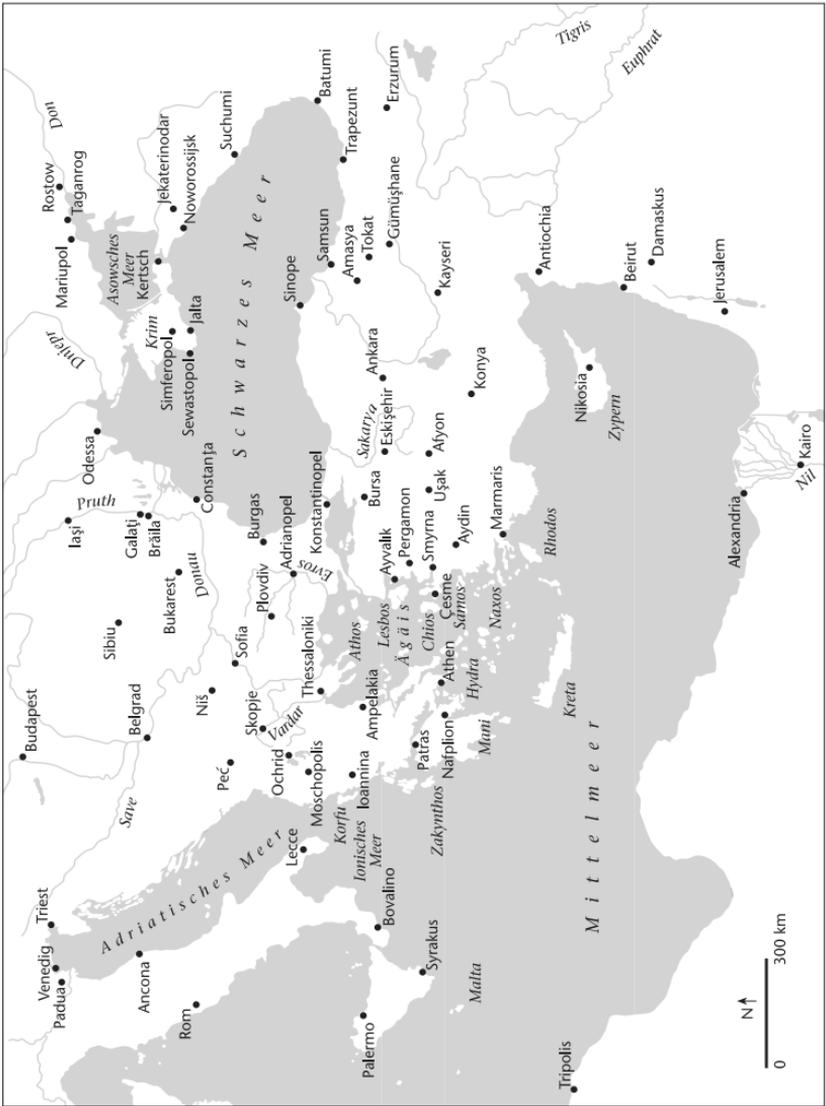
Herrschaft, Siedlungsstruktur und Identität

In ihrer überwiegenden Mehrheit und für die längste Zeit ihrer Geschichte, nämlich von der Antike bis ins 20. Jahrhundert hinein, lebten Griechen – dieser Begriff wird hier zunächst unhinterfragt gebraucht – als Angehörige multiethnischer Reiche, die einer imperialen Staatsidee folgten und in ihrem Inneren durch ein starkes Gefälle zwischen Zentrum und Peripherie gekennzeichnet waren. Das äußerte sich vor allem in der herausgehobenen Bedeutung, die der Hauptstadt als Orientierungspunkt des politischen, wirtschaftlichen wie kulturellen Lebens zukam. Diese Hauptstadt war seit dem vierten nachchristlichen Jahrhundert das an der Meerenge des Bosphorus gelegene Byzanz bzw. Konstantinopel. Nach dem endgültigen Untergang Ostroms fand diese im osmanischen Istanbul eine nahtlose Fortsetzung, so daß sich eine historische Kontinuitätslinie von nahezu zweitausend Jahren ergibt, die natürlich nicht nur die Griechen, sondern alle Völker der Region betraf und in ihrer kulturgeschichtlichen Bedeutung kaum zu unterschätzen ist.

Eng damit zusammen hängt die griechische Siedlungsstruktur, die sich bereits seit der Antike durch eine relativ große räumliche Streuung und entsprechende Zergliederung auszeichnete. Gebiete mit griechi-

scher Bevölkerung erstreckten sich über einen großen Teil des östlichen Mittelmeer- und Schwarzmeerraums: Neben Zypern gehörten dazu Kleinasien mit Schwerpunkten in Kappadokien, Kilikien sowie den westlichen Küstenstreifen vom Marmarameer bis Antalya, ferner die Pontosregion im Nordosten Anatoliens, die außer dem Küstenstreifen von Sinope bis Trapezunt auch das gebirgige Binnenland um die Städte Amasya, Tokat, Gümüşhane und Erzurum umfaßte. Von hier aus kam es seit der Frühen Neuzeit zu verschiedenen Migrationswellen in Richtung Kaukasus sowie an die Nordküste des Schwarzen Meeres, die nach der russischen Eroberung von den Zaren systematisch gefördert wurden. So entstanden Siedlungsschwerpunkte am nördlichen Rand des Asowschen Meeres sowie an der Mündung des Don mit den Städten Mariupol, Taganrog und Rostow. Etwas weiter südöstlich davon entstanden in Noworossijsk, Jekaterinodar und Suchumi weitere Zentren. Im Süden der Halbinsel Krim gab es schon früh eine kontinuierliche griechische Besiedlung um die Städte Sewastopol, Simferopol, Jalta und Kertsch. Ebenfalls antike Wurzeln hatten die griechischen Siedlungen auf Sizilien und in Süditalien, wo der Bevölkerungsanteil allerdings seit dem Mittelalter rückläufig war.

Im Kernraum an der Ägäis gab es andererseits kaum einen Landstrich, der ausschließlich von Griechen bewohnt gewesen wäre. Das gilt auch für die Region des «klassischen Hellas» von Thessalien bis zur Peloponnes, die seit dem Mittelalter Ziel verschiedener Migrationsbewegungen wurde, welche das antike Siedlungsgefüge gründlich veränderten. Während die zunächst zuwandernden Slawen durch Byzanz weitgehend assimiliert wurden, blieben die später vordringenden Albaner als eigene Gruppe bis weit ins 20. Jahrhundert hinein bestehen. Der Raum war aber nicht nur in ethnisch-sprachlicher, sondern auch in religiös-konfessioneller Hinsicht heterogen. Neben der orthodoxen Mehrheitsbevölkerung gab es zahlreiche römisch-katholische Gemeinden, die sich – etwa auf den Kykladeninseln – bis heute erhalten haben und teils auf die lateinischen Staatsgründungen infolge des Vierten Kreuzzugs von 1204 zurückgingen, teils aber auch das Ergebnis der Missionspolitik der Päpste im östlichen Mittelmeer seit der Frühen Neuzeit waren. Darüber hinaus existierten schon in der Antike jüdi-



Übersichtskarte Balkan – Ostmittelmeer – Kaukasus

sche Gemeinden, z. B. in Athen und Korinth, wie das Neue Testament zeigt; hinzu kam die Zuwanderung von sephardischen Juden aus dem westlichen Mittelmeerraum seit dem ausgehenden 15. Jahrhundert. Die muslimische Bevölkerung in der Region ging zum einen auf Zuwanderung im Zusammenhang mit der osmanischen Eroberung zurück, zum anderen auf Konversionen einheimischer Christen, die vor allem seit dem 17. Jahrhundert dokumentiert sind.

Damit wird deutlich, daß das Leben in ethnisch, religiös wie sprachlich heterogenem Umfeld viele Jahrhunderte lang für die Griechen wie auch für andere Völker in diesem Raum eine historische Grunderfahrung darstellte. Dieses Bild wird durch die Existenz zahlreicher griechischer Diasporagemeinden noch unterstrichen, die seit dem 16. Jahrhundert zunächst vor allem in Italien, dann im Habsburgerreich sowie im ganzen mittel- und osteuropäischen Raum entstanden. Sie waren keineswegs Exilgemeinden, sondern fester Bestandteil eines grenzüberschreitenden Kommunikationsraums, in dem die griechische Gesellschaft der vormodernen Zeit lebte und sich später auch als Nation formierte.

Im Hinblick auf die Identität ist zunächst anzumerken, daß diejenigen Personen, von denen bislang als «Griechen» die Rede war, sich in vormoderner Zeit selbst üblicherweise nicht als solche bezeichneten, und daß der Begriff «Hellenen» seit der Spätantike als Synonym für «Heiden» gebraucht wurde. Er stand damit in diametralem Gegensatz zu ihrem wichtigsten Zugehörigkeitskriterium, dem Christentum und namentlich dem Bekenntnis zur Orthodoxie. Erst im Verlauf des 18. Jahrhunderts kam es im Zusammenhang mit der Nationalbewegung zu einer Umdeutung dieses Begriffs, vorher aber figurierten «Hellenen» ansonsten allenfalls noch als mythische Riesenwesen in volkstümlichen Legenden. Die Griechen nannten sich hingegen selbst «Romaioi» bzw. «Romioi», d.h. «Römer», was auf das Oströmische Reich zurückverwies und im populären Sprachgebrauch noch bis weit ins 20. Jahrhundert hinein verbreitet war, oder einfach nur «Christen» bzw. «Östliche Christen», was auf die orthodoxe Bekenntnisgemeinschaft verwies.

Die Rolle der Orthodoxen Kirche

Im Osmanischen Reich hatte diese Zugehörigkeit eine handgreifliche formaljuristische Dimension, denn nach islamischem Recht wurden die nichtmuslimischen Untertanen des Sultans, soweit sie Angehörige von Buchreligionen waren, nach ihrer Konfession in «millets» («Nationen») gegliedert, wodurch ihr Status als «zimmis» («Schutzbefohlene») legitimiert wurde. Entsprechend dieser Ordnung, die bis zum 19. Jahrhundert weitgehend unverändert blieb, bildeten die orthodoxen Christen des Reichs das «millet-i-Rum», wobei das Wort «Rum» ebenfalls auf «Rom» bzw. «Römer» zurückgeht. An dessen Spitze hatte Sultan Mehmet II. nach der Eroberung von Byzanz 1453 den orthodoxen Patriarchen von Konstantinopel gesetzt. Als «millet başı» bzw. «Ethnarch» war dieser nun nicht mehr nur religiöses, sondern auch weltliches Oberhaupt der orthodoxen Christen und in dieser Eigenschaft zugleich einer der höchsten Würdenträger des Osmanischen Reichs und dementsprechend mit einer Reihe von Privilegien und Kompetenzen ausgestattet. Die Einsetzung folgte sehr pragmatischen Überlegungen und trug in doppelter Hinsicht zur Stabilisierung der osmanischen Herrschaft bei. Einerseits wurden damit die orthodoxen Untertanen, die in den neu eroberten und noch nicht fest konsolidierten Gebieten Südosteuropas die Mehrheitsbevölkerung stellten, formal in das staatliche Institutionengefüge des Reiches eingegliedert. Andererseits konnte auf diese Weise der Klerus für staatliche Verwaltungsaufgaben, darunter etwa die Erfassung der Einwohner für die Steuererhebung oder Aufgaben der niederen Zivilgerichtsbarkeit, herangezogen werden, welche die osmanischen Eroberer ansonsten nur schwer mit eigenen Mitteln hätten bewältigen können. Besonders gut funktionierte die Kooperation zwischen osmanischem Staat und orthodoxem Klerus dort, wo letzterer zuvor unter lateinischer Herrschaft unterdrückt worden war und durch die muslimische Eroberung somit eine deutliche Aufwertung erfuhr. Auch für die breite Bevölkerung war der Wechsel von christlicher zu muslimischer Herrschaft in mancherlei Hinsicht mit Vorteilen verbunden, da das osmanische

Steuersystem zumindest in der Anfangszeit vergleichsweise moderat war und für die Betroffenen eine spürbare wirtschaftliche Erleichterung brachte. Zudem kam es in einigen Gebieten, etwa auf den Inseln der Ostägäis, die seit dem Mittelalter notorisch von Piraterie geplagt waren, vielfach zu freiwilligen Unterwerfungen unter die Sultansherrschaft, die nicht zuletzt durch das Bedürfnis nach Sicherheit motiviert waren.

Es wäre allerdings verfehlt, aus solchen und ähnlichen Befunden ein idyllisches Gesamtbild der osmanischen Eroberung Südosteuropas abzuleiten, ging sie doch mit beträchtlichen Zerstörungen einher, die sich neben einem Bevölkerungsrückgang auch im Niedergang orthodoxer Kultur und Bildung in den Städten niederschlugen. Darüber hinaus ist zu berücksichtigen, daß die als «zimmi» anerkannten Nichtmuslime als Untertanen zweiter Klasse zahlreichen Diskriminierungen ausgesetzt waren. Dazu gehörten unter anderem eine regelmäßig entrichtende Kopfsteuer, die «cizye», das Verbot, Sakralbauten zu errichten, Pferde zu reiten, Waffen zu tragen sowie Einschränkungen der individuellen Bewegungsfreiheit und restriktive Kleidungs Vorschriften. In der Praxis wurden diese Bestimmungen zwar von Region zu Region und von Epoche zu Epoche sehr unterschiedlich gehandhabt und oft auch ganz unterlaufen; nichtsdestotrotz schufen sie für die Betroffenen nicht gerade günstige Voraussetzungen für die Identifikation mit dem osmanischen Staat.

Gleichzeitig wurde damit aber die Bindung an die Konfessionsgemeinschaft der Orthodoxen Kirche gestärkt, die nicht nur das «millet-i-Rum» als zentralen Bezugspunkt kollektiver Zugehörigkeit repräsentierte, sondern auch dem Bedarf an politischer Sinnstiftung entgegenkam, indem sie etwa die osmanische Herrschaft als Prüfung Gottes an seinem auserwählten Volk oder auch als Schutzwall gegen die lateinischen Häretiker darstellte und auf diese Weise heilsgeschichtlich legitimierte. Trotz des tiefen historischen Einschnitts, den die Etablierung der Osmanen als bestimmender Ordnungsmacht in der Region bedeutete, ist somit auch hier eine Kontinuitätslinie zu erkennen, blieb doch die Orthodoxe Kirche unter den Sultanen in vielerlei Hinsicht genau das, was sie schon zu Zeiten der byzantinischen Kaiser ge-

wesen war: integraler Bestandteil des Staatsgefüges und zugleich wichtiges Organ der Systemstabilisierung.

Das amtliche Idiom dieser Kirche war, ebenso wie in byzantinischer Zeit, die griechische Sprache, zumindest was die hierarchische Spitze betraf, die in der Hauptstadt saß. Die Führungsstellung des Patriarchats von Konstantinopel war zunächst allerdings nur ein Würdeprimat, denn die Osmanen erkannten auch andere Träger orthodoxer Kirchenautorität an. Das betraf neben den Patriarchaten im arabischen Raum – Alexandria, Antiochia und Jerusalem – auch die mittelalterlichen slawischen Erzbistümer von Ochrid und Peć, die nach ihrer Neugründung im 15. und 16. Jahrhundert unabhängige Patriarchate im osmanisch beherrschten Westbalkan bildeten. In der Folgezeit gelang es jedoch dem Patriarchat von Konstantinopel, seinen Einfluß auf die übrigen Orthodoxen Kirchen des Reiches auszuweiten und deren Unabhängigkeit faktisch immer mehr zu untergraben. Den Höhepunkt dieser Entwicklung bildete die formelle Auflösung der Patriarchate von Ochrid und Peć in den Jahren 1766/67, womit sämtliche orthodoxe Diözesen im osmanischen Südosteuropa unter die direkte Kontrolle der Kirche von Konstantinopel fielen, deren Oberhaupt nun nicht mehr nur dem Titel nach, sondern auch tatsächlich den Anspruch erheben konnte, «millet başı» der orthodoxen Untertanen des Sultans zu sein.

Dieser Machtzuwachs basierte hauptsächlich auf dem Standortvorteil, der sich aus der Hauptstadtlage und der sich daraus ergebenden Nähe zu den Schalthebeln weltlicher Macht ergab. Darüber hinaus war er aber auch das Ergebnis einer zunehmenden Verflechtung zwischen muslimischem Staat und Orthodoxer Kirche, die von beiden Seiten vorangetrieben wurde. So wurden dem Patriarchat seit dem 17. Jahrhundert etwa so sensible Aufgaben wie die Versorgung der Leibwache des Sultans übertragen, während umgekehrt der osmanische Staat immer häufiger als regulierende Instanz bei innerkirchlichen Auseinandersetzungen auftrat. Nicht zuletzt spiegelte der Machtzuwachs des Patriarchats von Konstantinopel den Aufstieg sozialer Eliten aus dem orthodoxen «millet-i-Rum» wider, die es weitgehend kontrollierten, da sie als einzige in der Lage waren, die bis Mitte des 18. Jahrhunderts

kontinuierlich ansteigenden Kirchenabgaben an den Staat finanziell zu tragen.

[...]

Mehr Informationen zu diesem und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: www.chbeck.de